

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 5

Artikel: Irmengard [Fortsetzung]
Autor: Balmer, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

3. Februar 1934

Wir treiben auf dem breiten Strom. Von Johanna Siebel*)

Wir treiben auf dem breiten Strom
Im weiten Meer der Zeiten
Und sehen Glück und Leid im Bund
Aufrauschen und entgleiten.

Wir seh'n, wie stets im Wellenspiel
Sich Glück und Leid berühren
Und auch, wie auf dem breiten Strom,
Sie wechselnd stets sich führen.

Da ist kein Tropfen weit im Meer,
In dem nur Freuden sprühen,
Und auch kein einziger Wogengrund,
In dem nur Schmerzen glühen.

Es rauschen in dem Wellenspiel
In Ewigkeit verbunden,
So Glück wie Leid; bis einst sein Ziel
Der letzte Mensch gefunden.

*) Aus dem kürzlich im Verlag Rascher & Cie., Zürich, erschienenen besinnlichen Gedichtbändchen „Leuchtende Welt“.

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer. 5

Draußen trat Irmengard zu ihrem Bruder und meldete ihm: „Hildegard möchte dir etwas sagen, wenn du auf der Schmiede zu tun hättest.“ — „Da muß ich wohl hingehen“, meinte dieser, als ob es ihm ungelegen käme. Irmengard faßte ihn am Ohr, daß der Riese sich beugen mußte: „Man kann auch gerne müssen, Armin.“ — Er schielte sie an und wispelte: „Wer weiß, wer alles noch müssen wird.“ — Sie drohte ihm mit dem Finger und trat zu Helmut, der auf sie wartete. Nun gingen die beiden zusammen. „Ihr neßt einander noch immer wie früher.“ — „Glaube nur, Helmut, der hat es dich hinter den Ohren, so gutmütig er dreinschaut. Jetzt reißt sich Roswitha an ihm; darum hat sie ein so geschwindes Zünglein. Sie kann mit ihm machen, was sie will, und der Vater lacht dazu. Nur gut, daß die Mutter sie nicht zu übermütig werden läßt.“ — „Dann habt ihr noch eure Ahne.“ — „Die Großmutter wird immer stiller. Aber wenn jemand zu ihr kommt, so weiß sie, was er will, sobald sie ihn nur anschaut. Als ob sie noch andere Augen hätte als wir.“ — „Mir ist es bei ihr wie in der Nähe einer heiligen Quelle, die niemand zu trüben wagt.“ — Seine Verehrung für die Greisin übertrug sich unbewußt auch auf Irmengard. Als diese ihn unter jenem Kirschbaume wieder lächelnd ansah, fühlte er, daß nicht Verliebtheit aus ihren Augen leuchtete. Das war einfach Güte, die jedem Freude

zu machen begehrte. Sie gingen schweigend durch die Burg. Als sie beim Krämer vorbei waren, trat der Mönch Robert aus dem Laden und schickte ihnen einen wenig frommen Blick nach. Doch hatten sie im Rücken keine Augen. Der Schmied aber sagte zu seiner Tochter: „Es ist noch nie ein schöneres Paar durch unsere Burg gegangen.“ — „Das gebe ich zu. Uebrigens dürfen Armin und ich uns auch sehen lassen.“ — „Gewiß, und zu meiner Freude.“

Auf der Schloßterrasse stunden beide ein Weilehen an der Brüstung und schauten in die Ferne. Irmengard unterbrach das Schweigen: „Du bist stumm geworden. Hast du Sorgen?“ — „Ich denke daran, daß ich schon bald wieder fort muß von hier.“ — „Meine Großmutter hat dir gesagt, uns gehöre nur die Stunde, kein Stücklein der Zukunft. Doch darf jeder das Allerschönste hoffen. Das muß uns genug sein.“ — „So will auch ich das Allerschönste von der Zukunft hoffen und jetzt mich freuen, daß ich bei dir sein darf.“ — „So wollen wir es halten, Helmut.“

Dieser wußte nun, daß er sich im Zaume halten mußte. Doch wurde er von einem so hohen, freudigen Gefühl durchströmt wie noch nie zuvor in seinem Leben. — „Wer ist schneller bei der Tante?“ rief sie plötzlich und eilte behende ins Schloß hinein. Es freute ihn, daß sie in der alten vertraulichen Weise mit ihm verkehren wollte. Er rannte ihr nach, um sie wenn möglich einzuholen.

IV.

Am Abend dieses Tages versammelten sich die Laupener in der Herberge, um das kommende Ereignis zu beraten. Man war allgemein willig, nach Kräften Ehre einzulegen bei den hohen Herrschaften. Der Krämer, als Vorsteher der Bürgerschaft, erhob sich zu einer kurzen Ansprache. „Werte Mitbürger, ihr wißt, um was es sich für uns handelt. Helmut, der Bote des Königs, läßt euch sagen, er habe seinen Gefährten gerühmt, das einsame Laupen sei nicht der geringste Ort im Lande. Man finde hier Leute, mit denen sich leben lasse. Es wäre ihm eine Freude, wenn wir ihn nicht Lügen strafen wollten. Ich habe ihm geantwortet, so unklug seien wir nicht, unsern guten Ruf um kleinen Gewinnes willen zu schädigen. Ich sehe Zustimmung in euren Gesichtern und hoffe, es werde keiner über die Schnur hauen und sich Strafe zuziehen. Sachen werden bezahlt, Dienstleistungen nicht. Ich werde von meinen Befugnissen Gebrauch machen und bitte euch um billigen Gehorsam und freimütigen Rat, wenn einer etwas besser weiß. Es ist vielerlei zu tun in unserer Burg. Vielleicht bietet sich Gelegenheit, dem Bau einer Brücke über die Saane näher zu kommen. Vor allem sollten wir selber in dieser Sache einig werden. Es möge jeder seine Meinung darüber kund tun.“

Da sich alle Köpfe dem Fährmann zuwendeten, der mit Armin anwesend war, erhob sich dieser und sagte: „Mein Beruf ist mir nicht verleidet, doch könnte ich auch in anderer Weise mein Leben fristen. Ich werde den Brückenbau nicht fördern, euch aber in keiner Weise hindern und mich eurem Beschlusse willig fügen. Den Nutzen einer Brücke sehe ich wohl ein. Ich kann es keinem verargen, der dafür eintritt. Bedenket aber, eine leichte Brücke kostet viel Unterhalt, eine starke bringt große Baukosten. Dann, was nützt eine Brücke, wenn die Saane sich ein neues Bett bahnt und daneben vorbeifließt? Ein langer, starker Damm flußaufwärts würde nötig. Eine Brücke ohne fahrbare Wege dazu nützt auch nichts. Diese auf beiden Seiten weithin zu erstellen, ginge über unsere Kräfte. Die Anwohner sollten zu Bau und Unterhalt verpflichtet werden, sonst müßten wir einen zu hohen Brückenzoll erheben. Dieser sollte nur dem Unterhalt der Brücke genügen. Wenn ich nun glauben muß, ich sei eurer Beratung im Wege, so will ich nach Hause gehen.“

Nun ergriff der Drechsler das Wort: „Bleibe bei uns, Fährmann. Keiner von uns mißtraut dir. Siehe, wie alle die Becher erheben und dir zutrinken.“ Der Sitte folgend erhoben auch der Fährmann und sein Sohn ihre Becher und stiegen nach. Der Drechsler fuhr weiter: „Ich habe immer Arbeit genug und finde Käufer, ob eine Brücke da sei oder nicht. Was ich aber leßthin in Kerzers gehört habe, will ich euch nicht verschweigen. Man spricht dort davon, bei Marfeldingen eine Brücke zu bauen. Der Graf von Fenis soll für den Plan gewonnen sein. Wenn ihr ihm zuvorkommen wollt, so lasset in einer Bittschrift an den König aufschreiben, was der Fährmann gesagt hat. Kurz und bündig. Viele Worte nützen nichts, wenn des Königs Ratgeber der Sache abgeneigt sind. Nachher eines nach dem andern; zuerst die Fahrwege, dann der Damm, dann das Holz herbeigeschaffen, zuletzt die Brücke selbst. Das Ganze

wird uns eine schwere Last sein, der Nutzen erst nach und nach kommen. Meinen Anteil werde ich willig tragen.“

Nun gab der Wirt seine Meinung kund: „Ich sollte meinen Gästen nicht vorgreifen. Aber ich meine, Marfeldingen brauche uns nicht Angst zu machen. Die Wege sind noch schlechter als hier. Kaum daß ein Jäger sich zurecht findet in der wüsten Waldwildnis dort unten.“ —

Der Drechsler hielt solcher Uebertreibung entgegen, man habe in dieser Wildnis doch schon eine Kirche gebaut, wenn auch nur aus Holz.

Es ergriffen noch etliche das Wort für oder gegen den Bau. Der Gerber war dafür, Sattler und Seiler meinten, die Leute würden nur vorbeifahren und sich nicht in Laupen aufhalten, wenn eine Brücke da wäre. Auch der Schneider, dem der Wein leicht zu Kopfe stieg, verlangte Gehör, sah sich kampflustig im Kreise um und redete: „Mit dem königlichen Besuche lasse ich mir nicht bange machen. Kommt der Koch zu mir, der Kämmerer oder gar der König und will einmal ein feines Gewand haben, so werde ich meinen Lohn nach ihrem Geldbeutel bemessen. Diese Herren fragen mich auch nicht, was sie für das Regieren verlangen dürfen. Sie nehmen ohne zu fragen, obgleich ihre Arbeit nicht immer preiswürdig ist. Kommt dann ein grober Waffentknecht und wird frech, so soll er sich vorsehen, daß nicht mein heißes Bügeleisen zornig wird und ihm an den Kopf fliegt.“ — Der böse Zimmermann warf ein: „Deine Frau Ursula wäre auch genug.“ — „Es ist unbillig, eine Frau anzugreifen, die nicht da ist. Du, Urbi, hast der deinen die Tapferkeit ausgetrieben. Wer Frauen nicht ehrt, den Männern nicht wehrt. Meine Manneswürde werde ich zu wahren wissen. — Man nickte ihm allerseits ermunternd zu. Darum fuhr er fort: „Der Krämer wünscht eine Brücke, damit er noch leichter schlechten Plunder herbeischleppen und den Werkleuten den Verdienst schmälern könne. Der Wirt aber ist dagegen, weil er fürchtet, es könnte weiter unten, außer der Burg, noch einen Krug geben, wo der Wein billiger ausgeschenkt würde. Es ist eine schwere Last, einen Wirt zu ernähren. Wären es zwei, so müßte man erst doppelten Lohn haben. Das ist Faktum.“ — „Und Ursula wüßte nicht, wo dich suchen“, warf Urban ein. — „Deine Frau sucht dich nicht, Urbi; die ist froh, wenn du fort bist. Du hoffst vergebens, der Bau werde dir übertragen. Da wird ein anderer kommen und dir zeigen, was ein Meister ist in deinem Handwerk. Ich halte es mit dem Fährmann. Ich werde euch nicht hinderlich sein. Gilt es aber, die Rechte unserer Burg zu verteidigen, so werde ich meinen Mann stellen und wäre es mit den Waffen.“ — Ursula war bei der Herberge vorbeigegangen und hatte ihres Mannes Stimme gehört. Sie öffnete die Türe ein wenig, streckte ihren Arm in die Stube und machte eine energische Bewegung mit dem Zeigefinger. Der Schneider leerte seinen Becher und sagte: „Wirt, schreibe mir den da auf, aber spitze deinen Kötel, daß es nicht zwei Striche gibt.“ — Der Wirt antwortete lachend: „Er sei dir geschenkt.“ — Dann öffnete er ihm die Hintertüre, damit seine Manneswürde nicht unterwegs schon angetastet werde.

Der Brückenbau kam einstweilen nicht zustande. Vor bald tausend Jahren so gut wie jetzt wurden Einsicht und Opfermut leicht von Kurzsichtigkeit und Aengstlichkeit überstimmt.

Der verlorene Sohn.

.... Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne war, sah ihn sein Vater und jammerte ihn, lief und fiel um seinen Hals und küßte ihn.

Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfert nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße.

Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut ihn an und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße;

Und bringet ein gemästetes Kalb her und schlachtet es, laßt uns essen und fröhlich sein;

Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und fingen an fröhlich zu sein. Luc. 15, 18—24.

Ergriffen lasen wir in der Zeitung, wie der Vater eines der beiden Basler Mörder zum Sarge und zum Grabe seines Sohnes hergereist kam. Was für Schmerzgefühle müßten den armen Mann zerrissen haben! Redlicher Leute Kinder sind es gewesen; zwei verlorene Söhne, die den Heimweg zurück zum Vater nicht mehr gefunden haben. Wo lag die Schuld? Waren die Väter zu streng? War ihre Erziehung zu lax? Konnten sie sich die Liebe und den Respekt ihrer Kinder nicht gewinnen? Oder war den verlorenen Söhnen der Weg zurück durch die Umstände und Verhältnisse verrammelt und versperrt? War diese millionenfache Bedrängnis der heutigen deutschen Jugend, diese schredliche Ausichtslosigkeit der ausgelernten, studierten, taten- und arbeitslustigen, aber überflüssigen und überzähligen deutschen Söhne die unübersteigliche Barriere auf diesem Weg zurück? Wir können es in diesen zwei Einzelfällen nicht wissen. Wir können nur wünschen und mit Inbrunst danach flehen, daß die große göttliche Vaterliebe, die in dem Jesusgleichnis solch unübertrefflichen Ausdruck gefunden hat, in



Gustav Doré: Der verlorene Sohn in den Armen seines Vaters.

der ganzen Welt erneut geweckt und gemehrt werde. Daß jeder Verantwortliche, sei er Lehrer oder Lehrmeister oder Regierungsmann oder Richter, an dem schwachen und gestrauchelten Nächsten handeln möge wie der Vater im Gleichnis. H. B.

V.

Es war am Abend des Donarstages. Auf der Anhöhe jenseits der Saane, an einem Waldrande, stunden zwei mächtige, mit Blumenkränzen geschmückte Eichen. Vor ihnen erhob sich ein niedriger Altar aus unbehauenen Steinen. Einige Schritte davon loderte ein Feuer, über dem an langem Spieß ein halbgewachsener Eber gebraten wurde. Zwischen den Eichen saß Helwig, bedient von ihren zwei Enkelinnen. Alle drei trugen lange, weiße Gewänder, und ihr aufgelöstes, kranzgeschmücktes Haar floß ihnen über Schultern und Rücken. In weitem Halbkreis um das Feuer lagerten ein paar Duzend Männer und auch einige Frauen auf Baumstrünken, Steinen und rasch bereiteten Sätzen. Schmied Rupold besorgte das Feuer und drehte von Zeit zu Zeit den Bratenspieß. Die beiden Mädchen bestreuten den Braten hin und wieder mit duftenden Kräutern oder übergossen ihn mit stark gesalzenem Met. Man hatte das Blut des Opfertieres zwischen die Wurzeln der Eichen gegossen und die Eingeweide in das Feuer geworfen.

Die Leute redeten mit gedämpfter Stimme, betrachteten

den Opferbrand und dessen Dienerinnen oder sahen dem fröhlichen Spiel der Jugend draußen auf der Wiese zu. Dort drehten sich junge Mädchen singend im Reigen, umtanzte von fadelschwingenden Burschen. — Was sangen sie? — Die Jugend hat ihre Lust allezeit in Liedern ausgedrückt, hat einfache Worte und Töne gefunden, die des Lebens Frühling immer versteht. Die Mädchen sangen:

Der Frühling bringt uns wieder
Den frohen Maientanz.
Der Brust entströmen Lieder
Bei hellem Fadelglanz.

Wir drehen uns im Reigen,
Den Blumenkranz im Haar.
Der Ruckuck ruft von Zweigen
Gar lieblich dieses Jahr.

Sein Nestchen baut im Maien
Der Fink und singt mit Lust:
's ist hohe Zeit zum Freien,
Ich fühl's in meiner Brust.

Wer will heut mit mir trinken
Den süßen Honigwein?
In wessen Aug' wird blinken
Der Liebe Widerschein?
Noch bin ich frei von Sorgen,
Von Unruh und von Plag
Und freu' mich jeden Morgen,
Daß ich noch singen mag.

Verpätet kam noch der breitschultrige Fährmann mit seiner stattlichen Frau hinzu. Niemand hätte ihr Alter auf fünfzig Jahre geschätzt, trotzdem sie sich nicht schonte im Dienst für andere. Sie hatte dunkle Haare und etwas strenge Gesichtszüge. Aber ihr gewinnendes Lächeln beim Sprechen verriet sie sogleich als Helwigs Tochter. Man machte ihnen Platz, und etliche Männer breiteten ehrerbietig ihre Mäntel auf Frau Gertruds Sitz aus.

Als das Feuer sein Werk getan hatte, legten die Brüder Bernhard und Rupold den gebratenen Eber auf den Altar. Die Burschen draußen löschten ihre Fackeln; das junge Volk lief herbei und stellte sich hinter den Sitzenden auf. Da erhob sich Helwig, trat zum Altar und sprach:

„Donar, du mächtiger, höre mich an. Du fährst mit den Wolken, wohin du willst. Verweile hier in deinem Haine und höre mich an. Du gabst uns wieder grünes Kraut und Blumen die Menge. Die schönsten schmücken deine heiligen Eichen. Ihr Duft steigt auf zu dir. Du nährst unser Vieh, daß es sich mehren kann. Dir weihen wir das Beste und opfern es. Des Opfers Rauch erfreue dich. Du liebst milden Regen fallen, daß die Saat ergrünt. Lasse du auch das Korn reifen, daß wir nicht darben. Hüte deine Blitze und lenke sie nicht auf unsere Hütten. Lasse nicht Hagel fallen auf unsere Felder. Erzürne nicht über unserer Bosheit.

Donar, du mächtiger, höre mich an. Willst du noch ein anderes Opfer haben, so wähle mich dazu. Ich bin wie reifes Korn, das auf den Schnitter wartet. Lasse die Jungen leben, die da sind wie blühende Bäume. Siehe, wir alle danken dir und wollen dich erfreuen. Segne unsere Hütten und unsere Felder. Lasse keine Seuchen über uns kommen und keinen Krieg. Richte deinen Zorn gegen deine und unsere Feinde. Wir wollen deine Freunde sein und dir dienen. Das geloben wir.

Donar, du mächtiger, ich rufe dich an. Segne den Becher, den die Braut dem Bräutigam reicht. Segne ihren Bund, daß Freude ihm blühe, kein Leid ihn trenne, kein Schmerz ihn schwäche, keine Not ihn trübe. Gelobte Treue sei klar wie der Tag, ein wärmendes Feuer, ein Licht in der Nacht, eine Hilfe im Leben und ein Trost im Sterben. Aus einem Becher trinken sie ihr Leben. Des einen Glüd sei des andern Freude, des einen Not des andern Sorge, des einen Schmerz des andern Kummer. Ihre Treue sei stärker als Zweifel, Unlust und Zorn. Ihre Liebe sei stärker als alle Trübsal. Ihr Bund sei der feste Hort der Kinder, die du ihnen schenken wirst, ihr Leben von dir geweiht zum Vorbild. Verweile bei ihnen heute und immer. Segne den Becher, den die Braut dem Bräutigam reicht.

Speise und Trank sind deine Geschenke. Wir essen und trinken dankbar deiner Güte. Du nährst uns als deine Freunde. Unsere Kraft soll dir willig dienen. Das geloben wir.“

(Fortsetzung folgt.)

Die ebenen Stufen.

Von Helmut Schilling.

(Fortsetzung.)

Leise erhob er sich in seiner Sehnsucht, die nur noch den Menschen zu greifen beehrte. Es war eine stumpfe, lechte, verzweiflungsvolle Gier. Sie war dunkel wie die Nacht, die in dreifacher Finsternis den Raum erfüllte.

Das Heu knisterte unter seinem Fuß, ganz leis und in heimlicher Bewegung. Und dann war wieder alles still unter vorsichtigem Lauschen. Ein neues zartes Geräusch ward vernehmbar, schon weiter entfernt von dem Lager Jochens, der sich, halb erwacht, unruhig auf die Seite zu werfen begann und plötzlich wiederum in seiner traumhaften Angst stöhnte: „Mein! Laß sie!“

Diesmal erwachte er nicht zu vollem Bewußtsein und blieb still wie ein lauender, mißtrauischer Schweiger. Doch an dem Verschlag des Raumes fiel eine Holzperre wieder ins Schloß und der Schmied tastete sich auf sein Lager zurück, zuerst schweigsam und geschlagen, bis er endlich gedehnt, müde und kaum vernehmbar sagte: „Das ist ja nun doch alles gleich.“

Ueber dieser alten, verzichtenden Stimme schlugen erst nach langem Sinnen der Duft des Heus und die Finsternis und der Schlaf wie ein wohlthuender dunkler Mantel zusammen.

Am frühen Morgen saßen sie wieder drunten in der Stube und machten sich für die gemeinsame Wanderung bereit. Ueber dem Gesicht des Schmieds hatte sich eine Blässe gelagert, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen.

„Sehe ich nicht aus wie der Tod?“ fragte er den jungen Genossen; nicht das kleinste Lachen begleitete seine Worte. „Hast du übrigens gehört, was ich dir gestern alles erzählte?“

„Ich war zu müde“, gestand Jochen, und er saß so schwer auf seinem Stuhl, daß es schien, er wolle dieses Haus nie verlassen.

„Bleib doch da!“ meinte Menne ohne zu bedenken, daß hier keine Arbeit war für den jungen Menschen. Aber er dankte mit herzlichen Worten und schritt mit dem Schmied in den Morgen hinaus.

Leichte Nebel überdeckten die Weite und sperrten bald die Sicht auf das einsame Gehöft. Die Straße lief von einem Nebelwall zum andern, tauchte ein und sprang fed in eine neue Landschaft hinaus. Manchmal zog ihnen ein Bach zur Seite und verlor sich wieder in den dunstigen Niederungen. Hohe und niedere Bäume standen am Wege, sie trugen eine breite Last silbernen Taus.

Jochen sah auf den Schmied und dachte: Ja, du siehst aus wie der Tod! Er schritt im Schweigen des andern hin und hatte das Gefühl, sie dächten dieselben Gedanken.

Gegen Mittag endlich entschloß sich der Schmied zu einem kurzen Gespräch: „Wir wollen bis Kiel gehen und dort Arbeit suchen, ich in den Schiffswerften und du sonstwo in der Stadt. Das ist mein letztes Ziel. Weiter gehe ich nicht!“

„Warum nicht weitermarschieren, bis Dänemark?“ sagte Jochen zu dem bleichen Gefährten.

Ein hohles Lachen war die Antwort. Wie ein Fluch klang es, aber es trug den Sinn einer gewaltigen Anklage über die Felder: „Du kommst von Leipzig über Berlin und der Nordsee entlang hierher und ich selbst wandere viel länger, fünfmal so lang in vielem Suchen von Süddeutschland herauf, am Rhein und über Hamburg — und soll deinen eigenen Weg zurückschreiten?! Das Elend eines Volkes ist nicht nur in einem einzigen Gelände. Es ist ein